

Hoffnungen im Wüstensand

Weihnachten am Hindukusch

Von Joachim Gerhardt

Es ist dunkel am Hindukusch. Viel schneller als im 5.000 Kilometer entfernten Deutschland versinkt die Sonne hinter den Bergen am Horizont. So vieles ist hier anders als zu Hause. Doch an diesem Tag gibt es ein Fest, das die verschiedenen Welten miteinander zu verbinden scheint. Zumindest für ein paar Stunden. Es ist Weihnachten. »Stille Nacht, heilige Nacht« erklingt aus einer Holzhütte im Zentrum von »Camp Warehouse«, dem zentralen Hauptlager der Bundeswehr in Afghanistan. Langsam schwärmen die Töne aus über die planquadratisch geraden Wege entlang der Schlafunterkünfte und Sammelquartiere.

»Oase« heißt der Holzbau. Sie ist die Kirche im Lager. Der evangelische und katholische Militäregeistliche haben zur ökumenischen Christvesper geladen. Die Oase ist rappellvoll. In der Mitte des Raumes ein geschmückter Tannenbaum, zum Fest eigens eingeflogen aus Deutschland. Der einzige grüne Baum weit und breit. Mehr als 250 Menschen sind an diesem Tag gekommen. An der Orgel, einem E-Piano mit Orgelsound, sitzt Major Felix Hoyer-Distel (37). Er spielt auch daheim in seinem Dorf zwischen Taunus und Westerwald die Orgel zu den Gottesdiensten. In Afghanistan ist der Berufssoldat über Nacht zum Kantor geworden und dirigiert auch den zwölf Mann und zwei Frauen starken Kirchenchor.

»Oh du fröhliche«. Der Chor stimmt an, andächtig, feierlich. Für viele in der stimmungsgewaltigen Gemeinde ist dieser Gottesdienst heute der wichtigste seit langer Zeit. Und das nicht nur, weil die meisten daheim wohl eher selten den Weg in die Kirche finden. »Du bist hier vielleicht am Ende der Welt, aber nicht allein.« Das ist für Major Hoyer-Distel die Botschaft an diesem Weihnachtsfest. Ob mit »nicht allein« Gott gemeint ist oder ein tief empfundenes Gefühl von Zusammengehörigkeit der Truppe, bleibt offen. Es ist auch nicht entscheidend. Hoyer-Distel spricht von »Familiengottesdienst«. Die bekannten Lieder und Texte schlagen eine unsichtbare Brücke zu den Ehepartnern, Kindern und Freunden in der Ferne und stärken zugleich die Gemeinschaft vor Ort.

Doch die »gnadenbringende Weihnachtszeit« ist zeitlich beschränkt. Nach dem Segen ruft sofort der Dienst, von dem keiner sicher sagen kann, was die nächsten Stunden bringen. Das ist nun fast ein Jahr her. Felix Hoyer-Distel hat die Bilder noch vor Augen. Mit vielen Erwartungen, auch Hoffnungen ist er im November 2005 nach Afghanistan gegangen. »Das war für mich eine berufliche wie persönliche Herausforderung.« Fast ein Jahr hatte er Zeit, mit seiner vier Jahre jüngeren Frau die Entscheidung zu diskutieren. »Die Zeit haben wir gebraucht.« Seine Frau Leonie hat die Entscheidung am Ende mitgetragen. Auch, nachdem gleich beim ersten Erkundungsbesuch in unmittelbarer Nähe zum Lager ein Anschlag verübt worden war. »Alles hat gezittert«, weiß Hoyer-Distel noch genau. Keine 800 Meter entfernt sei die Granate explodiert. »Der Tod ist in Afghanistan allgegenwärtig«, sagt er und resümiert: »Dort brauchst du eine Schutzmauer, eine technische und eine mentale.« Er könne sich an kaum einen Augenblick erinnern, in dem er nicht »irgendwie angespannt« gewesen sei – Ausnahme die Gottesdienste, die wöchentliche



Ein kurzer Moment des Durchatmens: Ökumenischer Weihnachtsgottesdienst im »Camp Warehouse« in Kabul (oben). Wenig weihnachtlich ist der Blick aus dem Militärjeep: Sandsturm über Kabul (links).



FOTO: EPD

Chorprobe und die Telefonate mit seiner Frau im fernen Deutschland.

Die »große Hoffnung, dass es in diesem zerschundenen Land rasch besser wird«, ist Felix Hoyer-Distel im kargen Wüstensand in und um Kabul abhandeln gekommen. Wenn überhaupt kann er »kleine Hoffnungsgeschichten« erzählen: von Kindern, die Drachen steigen lassen, von Menschen, die von diakonischen Altkleidersammlungen ausgestattet nicht mehr frieren müssen, von Polizisten, die gelernt haben, den Verkehr zu lenken. Doch viel ist es nicht. Die Arbeit als Leiter einer 17-köpfigen Einheit für Computer-, Funk- und Satellitentechnik vor Ort hat ihn erfüllt. Das ist zu spüren. Aber was hat es dem Land gebracht? Felix Hoyer-Distel zuckt mit den Schultern.

»Ich habe den Kopf für das Vaterland hingehalten. Dazu stehe ich auch heute«, sagt er bedächtig. Ob die Bundeswehr am Hindukusch bleiben soll, der Einsatz gar in den noch viel weniger kontrollierbaren Süden des Landes ausgedehnt werden soll? Felix Hoyer-Distel schaut in die Ferne und schweigt.

64 deutsche Soldaten sind bei Auslandseinsätzen ums Leben gekommen. Major Hoyer-Distel ist nach fünf Monaten heil wieder zurückgekommen. »Gott sei Dank«, sagt er. Dieses Jahr spielt er am Heiligen Abend die Orgel wieder in seiner Burgschwalbach, »einer mehr als 1.000 Jahre alten



FOTO: PRIVAT



LIEBE LESERIN,
LIEBER LESER!

Opium fürs Volk? – Das Thema »Hoffnung« in einer kirchlichen Zeitung erweckt den Verdacht organisierter Realitätsverweigerung. Und in der Tat, es gibt eine kirchliche Unheilsgeschichte, die Karl Marx zu Recht mit dem Diktum vom »Opium fürs Volk« kritisiert hat.

Doch christliche Rede von Hoffnung übertüncht nicht bittere Realität. Sie weitet vielmehr die Wahrnehmung. Ist doch heute eher ein allzu aufgeklärtes Denken zum Opium geworden, das verhindert, Wirklichkeit wahrzunehmen, die das Messbare übersteigt.

Solche Wirklichkeit entzieht sich logischer Beweisbarkeit. Es ist wie bei der Liebe. Biochemisch beschreibbare Vorgänge erfassen nicht, was liebende Menschen erfahren. Man kann aber schwärmen, anderen davon singen und sagen.

So ist es auch mit der Hoffnung, die Christen erfüllt. Darum finden Sie in dieser Ausgabe Erzähltes von den Rändern des Lebens, des Wohlstandes, des Lichtes.

Zu solchen Hoffnungsgeschichten gehört auch die Weihnachtsgeschichte. Dass Gott Mensch wird, dass sein Kommen in die Hoffnungslosigkeit dieser Welt neue Zukunft öffnet – beweisen kann das keine Kirche der Welt. Aber davon singen und sagen werden wir wieder und laden Sie ein, es auch wieder zu versuchen. Vielleicht öffnet sich Ihnen ganz neu eine ungeahnte Hoffnungsgeschichte!

Gesegnetes Christfest!

Ihr
Eberhard Kenntner

Dr. Eberhard Kenntner
– Superintendent –

Kirchenkreis Bad Godesberg-Voreifel



»Oh du fröhliche ...«: Major Felix Hoyer-Distel an seiner »Orgel«.

Unsere Themen

Wenig Hoffnung: Aus dem Siegburger Knast	3
Viel Hoffnung: Ein Kind an Weihnachten	3
Hoffnungen auf Zeit Besuch im Café Koko	4
Enttäuschte Hoffnungen: Eine Weihnachtsgeschichte	5

Kinderarmut bekämpfen

Diakonie-Chef Ulrich Hamacher über die Lage von Kindern und Familie

PRO: 27.000 Menschen beziehen in unserer Stadt Sozialleistungen. Darunter sind fast ein Drittel, nämlich 8.000, Kinder. Ist das nicht eine Schande für eine vergleichsweise reiche Stadt wie Bonn?

Hamacher: Es sind sogar noch mehr. Unserer Einschätzung nach leben in Bonn an die 10.000 Kinder an der Armutsgrenze. Das ist erschreckend und Ausdruck einer negativen Entwicklung, die zunimmt. Wir haben in Bonn mindestens 900 Jugendliche, die nach der Schule keinen Ausbildungs- oder Arbeitsplatz finden. Da fahren Biografien früh vor die Wand. Wo finden Menschen da Lebensperspektiven? Wie können da Hoffnungen wachsen?

PRO: Wo sehen Sie die Ursachen?

Hamacher: Weder Bonn noch die umliegenden Kommunen sind Inseln der Seligen. Wachsende Langzeitarbeitslosigkeit wirkt sich aus, auch bei uns. Wer von Arbeitslosengeld (ALG) II lebt, lebt materiell schlecht. Für ein Kind gibt es 207 Euro im Monat. Wir verstehen unter Armut die Ausgrenzung aus dem gesellschaftlichen Leben. Es geht um die finanziellen Lebensgrundlagen, um Teilhabe, Bildung, soziale Integration. So haben es Caritas und Diakonie schon 1994 in ihrem Armutsbericht für die Stadt Bonn gesehen. So ähnlich sieht es übrigens die sehr lesenswerte Armutsdenkschrift der EKD vom Juni 2006.

PRO: Hartz IV hat da nichts verbessert?

Hamacher: Die Zahl der so genannten Bedarfsgemeinschaften, die von Leistungen nach Sozialgesetzbuch II (»Hartz IV«) leben, ist viel höher, als der Bund sie vorher prognostiziert hatte. Bei den hiesigen Sozialämtern hat man das vorher gewusst und war zu Recht sehr unzufrieden mit den Bundeszuweisungen für die Verwaltungskosten der ARGEN, also der von Kommune bzw. Kreis zusammen mit der Agentur für Arbeit gebildeten Arbeitsgemeinschaften zur Umsetzung des SGB II. Jetzt arbeiten die ARGEN und haben eine eigentlich unlösbare Aufgabe vor sich: Sie sollen Langzeitarbeitslose in einen Arbeitsmarkt vermitteln, der diese nicht aufnimmt. Also retten sie sich in so genannte Beschäftigungsgelegenheiten (»Ein-Euro-Jobs«), weil sie wenigstens die schaffen können. Aber das sind in aller Regel keine Wege in Arbeit, sondern Wege



Ulrich Hamacher, Geschäftsführer der Diakonie in Bonn und Bad Godesberg-Voreifel.

aus der Statistik der Langzeitarbeitslosen. Denn wer einen solchen »Job« hat, verschwindet aus der Statistik, wie sich jetzt auch in den Zahlen zeigt. Nach in der Regel sechs Monaten kommt er – oder sie – aber wieder. Zuverlässig.

PRO: Wo sind Familien besonders betroffen?

Hamacher: Gerade kinderreiche Familien und auch Alleinerziehendenhaushalte sind von der Armut besonders betroffen. Sie machen zum Beispiel in der Schuldnerberatung einen erschreckend hohen Anteil der Fälle aus. Und die Fälle in der Schuldnerberatung sind ein aussagekräftiger Gradmesser für die soziale Entwicklung einer Stadt oder Region. Das neue Elterngeld nützt übrigens auch nur denen, die recht gute Einkommen haben.

PRO: Die Pisa-Studien haben gezeigt, dass es in Deutschland um die Förderung der benachteiligten Schüler besonders schlecht steht.

Hamacher: Die Studie sollte für uns ein Alarmsignal sein. Es ist kein Zufall, dass gerade Kinder aus den »benachteiligten« Gesellschaftsschichten es in der Schule schwer haben. Ausgrenzungen in der Schule aus sozialen Gründen sind für junge Menschen eine Katastrophe. Viele Eltern können sich zum Beispiel Schulbücher ihrer Kinder nicht mehr leisten. Dass der Bonner Stadtrat jetzt beschlossen hat, die Schulbücher für Hartz IV-Kinder zu bezahlen, ist ein erster Schritt. Er reicht aber nicht aus. Es gibt viele Familien, die keinen Anspruch auf Hartz-IV haben, und dennoch jeden Euro zwei Mal umdrehen müssen. Der Schulbesuch kostet mit allem, was so anzuschaffen ist, pro Kind und Jahr etwa 180 Euro. Das ist fast ein Monats-»Einkommen« für ein Kind im Hartz IV-Bereich.

PRO: Die Stadt setzt große Hoffnung in die Offenen Ganztagschulen (OGS).

Hamacher: Der flächendeckende Aufbau von Offenen Ganztagsgrundschulen (OGS) ist eine gute Sache. Geschwisterkinder an der OGS sollten aber kostenlos betreut werden. Ein Problem sind für viele Eltern die Kosten des Mittagessens im Rahmen der OGS. Wenn Bonn eine familienfreundliche Stadt sein will, dann muss sie hier ernst machen und die Kinder, die das finanziell brauchen, kostenlos mit Essen versorgen. Die jetzigen Regelungen dazu reichen nicht aus.

PRO: Wo erleben Sie, dass Kinder in Bonn und der Region noch besonders betroffen sind?

Hamacher: Die jüngsten Untersuchungen des Gesundheitsamtes in Bonner Kindergärten haben noch einmal bestätigt, worauf die Mitarbeiter unserer Einrichtungen schon lange hinweisen: Es gibt deutliche Entwicklungsstörungen bei vielen Kindern. Übrigens auch Ernährungsprobleme. Und das nicht nur in den bekannten sozialen Brennpunkten. Wenn die Eltern in einer Situation ohne erkennbare Perspektiven leben, tun die Kinder das auch. Die hohen Ausgaben der Jugendämter für erzieherische Hilfen, auch für die Unterbringung von Kindern im Heim, machen das Problem sehr deutlich.

PRO: Nun sollen bis 2009 gerade bei diesen Mitteln in Bonn 1,3 Millionen Euro Einsparungen erzielt werden.

Hamacher: Das halte ich für unrealistisch. Entweder gelingt es nicht, oder es geht auf Kosten der Qualität und damit Wirksamkeit der Hilfen. In diesem Fall kommen die Kosten dann später doppelt wieder.

PRO: Die Folgen könnten Fälle sein, wie wir sie zuletzt in Bremen um den »Fall Kevin« erleben mussten?

Hamacher: Ich hoffe sehr, dass es in Bonn und der Region nicht so weit kommt, dass Kinder so vernachlässigt, misshandelt und zu Tode gequält werden wie in diesem Fall und leider auch weiteren ähnlichen Fällen.

PRO: Ist ein »Fall Kevin« bei uns derzeit vorstellbar?

Hamacher: Zu behaupten, das sei grundsätzlich unvorstellbar, fällt mir schwer. Aber wenn Sie die internen Dienstweisungen des Jugendamtes zum Umgang mit derartigen Problemen lesen und wenn Sie wahrnehmen, wie



FOTO: WOLFGANG CAST

ernsthaft und auf hohem fachlichen Niveau diese Dinge diskutiert werden und das auch schon vor dem Bremer »Fall Kevin«, erscheint eine solche Katastrophe eher unwahrscheinlich.

PRO: Die Jugendämter können allerdings nur dann aktiv werden, wenn sie über Probleme informiert werden ...

Hamacher: Das war in Bremen der Fall, und es geschah doch nicht das Notwendige. So etwas wird in Bonn nicht vorkommen. Bis zum Beweis



FOTO: JOACHIM GERHARDT

des Gegenteils behaupte ich: In Bonn wird mit diesen Dingen sehr sorgfältig umgegangen. Bis jetzt.

PRO: Was sollte die Stadt für mehr Kinderfreundlichkeit tun?

Hamacher: Dafür sorgen, dass Kinder nicht aus finanziellen Gründen ausgegrenzt werden: kostenloses Mittagessen in Kindertageseinrichtungen und OGS für alle, die das brauchen. Stärkere Bezuschussung von Schulbedarfen, Kinderfreizeiten, aber auch von Einrichtungen der Jugendarbeit. Förderung von Projekten, die sich speziell an Kinder wenden, die mehr Hilfe brauchen. Kostenlosen Besuch der OGS ermöglichen, wenn Geschwister in Kindertageseinrichtungen sind und dort schon ein Beitrag bezahlt werden muss.

PRO: Was macht Ihnen Hoffnung?

Hamacher: Die OGS auf jeden Fall. Hoffnung macht mir auch die hervorragende Zusammenarbeit zwischen den Wohlfahrtsverbänden, insbesondere die zwischen Diakonischem Werk und Caritasverband. Ein Hoffnungszeichen setzt der Verein »Sterntaler« mit seiner Förderung vieler Kinder. Wir drei Organisationen werden in 2007 das Thema Kinderarmut gemeinsam anpacken. Es gibt in Bonn und der Region viele Möglichkeiten, dass sich Menschen engagieren können für andere, die unter die Räder unserer Leistungsgesellschaft gekommen sind. Solange sich immer wieder Menschen vor Ort einsetzen über das hinaus, was die öffentliche Hand leistet, geht mir die Hoffnung nicht verloren. **Joachim Gerhardt**



FOTO: J. GERHARDT

Unsere persönliche Hoffnung Zeit zum Leben

»Wir erhoffen uns von der Zukunft, dass die Menschen wieder mehr auf die inneren Werte achten. Dazu gehört auch, sich mehr zuzuhören. Unsere hoch technisierte Welt verändert sich rasend schnell. Wir Jüngeren kommen schon kaum mehr mit der Entwicklung mit. Wie geht es erst den Älteren? Krieg und Hass auf der Erde sind auch die Folge davon, dass Menschen nicht mehr mitkommen. Der Leistungsdruck und die Anforderungen werden immer höher und es wird immer schwieriger, mit der Entwicklung Schritt zu halten und seinen persönlichen Standort zu finden. Wir hoffen auf eine Welt, die uns mehr Zeit gibt zum Leben.«

■ Justine Neuhaus (15) und Karolina Küsters (14) sind Schülerinnen in Bonn und leben in der Südstadt. Dieses Jahr wurden sie konfirmiert.

Diakonische Initiativen 2007

Schwerpunkte in Bonn und der Region



Die Bonner Diakonie wird ab 2007 in Zusammenarbeit mit dem Jugendamt Bonn und der ARGE eine »Kompetenzagentur« betreiben. Drei Sozialpädagoginnen helfen Jugendlichen überwiegend zwischen 15 und 17 Jahren nach der Hauptschule eine berufsbildende Maßnahme oder einen Ausbildungsplatz zu finden.

Die Bonner Diakonie wird sich stärker dem Thema Kinderarmut zuwenden. Gemeinsam mit dem Caritasverband und dem Verein »Sterntaler« soll das Thema in die Öffentlichkeit getragen werden, u.a. mit einer Podi-

umsdiskussion am 2. Mai in der Springmaus.

Im Bereich Brüser Berg und Medinghoven arbeitet das DW intensiv an der Vernetzung der sozialen Angebote, gemeinsam mit anderen Trägern. Im Rahmen der aufsuchenden Jugendarbeit gibt es vom Diakonischen Werk An Sieg und Rhein das Projekt »Gut-Drauf-Tankstelle«. Ein Streetworker des Diakonischen Werkes steht an zwei Wochentagen an den Schulen und am Bahnhof in Eitorf. Dort können die Jugendlichen mit Vitaminsäften und frischem Obst »auftanken« und Kontakt zu dem Streetworker aufbauen.

Sehr erfolgreich läuft schon ein Projekt der Freiwilligenagentur in

Siegburg: Ehrenamtliche »Patengroßeltern« werden gesucht, die sich im Rahmen von »Großelternfunktionen« um ein Kind oder auch mehrere kümmern.

Der Fachdienst für Migration und Integration des Diakonischen Werkes An Sieg und Rhein führt zusammen mit der Theatergruppe »Inszene« ein Theaterprojekt durch. Das interaktive Theaterstück »Willkommen in Kaleidoskopen« soll Menschen mit Migrationshintergrund aktivieren, sich an der Verbesserung ihrer Lebensbedingungen zu beteiligen und eine Verbindung herstellen zwischen Benachteiligten an der Basis und gesellschaftlichen Entscheidungsträgern. **ger**

Warten auf Frederick

Wenn ein Kind kommt an Weihnachten

Von Jutta Huberti-Post

Der errechnete Termin ist der 20. Dezember. Sonja (35) und Jürgen Schöntauf (44) bereiten sich dieses Jahr auf ein ganz besonderes Weihnachtsfest vor. Wenn alles nach Plan verläuft, wird das Ehepaar, das gerade von Königswinter-Stieldorf nach Hennef umgezogen ist, am Heiligen Abend ihren Sohn in den Armen halten und überströmen vor Glück. Das Baby soll Frederick heißen und möglichst zu Hause geboren werden. »Dann können wir von Anfang an als Familie unseren eigenen Rhythmus leben und ich bin als Papa direkt dabei«, sagt Jürgen Schöntauf voller Vorfreude. Seine Ehefrau Sonja strahlt mit ihm um die Wette, wenn sie erzählt, dass die junge Familie Fredericks Geburtstag wahrscheinlich im Sommer feiern wird – »weil das um Weihnachten herum im-

mer so schwierig ist«. Nur manchmal legt sich für Sekunden ein Anflug von Trauer über das Gesicht der schwangeren Frau.

Vor drei Jahren feierten Schöntauf zum ersten Mal als Familie Weihnachten. Pauline, die Erstgeborene, gedieh prächtig und war der Sonnenschein ihrer Eltern. Wenige Wochen später hatte der Säugling zum ersten Mal Fieber. Dann überschlugen sich die Ereignisse: Kinderkrankenhaus, Diagnose Leukämie, Beginn der Chemotherapie, Lungenentzündung, Blutvergiftung. Pauline starb im Alter von fünfeneinhalb Monaten in den Armen ihrer Eltern. Unermessliche Trauer und ein tiefer Schock bestimmten danach den Alltag, die Welt lag in Trümmern. Für die weinenden Eltern machte die Unterstützung durch viele Menschen das Leben allmählich wieder erträglich. Sonja Schöntauf: »Bei all dem, was uns

widerfahren ist, hatten wir das Glück, dass viele, viele Menschen uns eng begleitet haben. Wir haben eine Menge Engel kennen gelernt.«

»DRAHT ZUR KIRCHE«

Hoffnungsschimmer und Rückschläge prägten die Trauerzeit, zwei Schwangerschaften endeten vorzeitig mit Fehlgeburten. Dennoch können Sonja und Jürgen Schöntauf heute sagen, dass sie durch Paulines Tod »den Draht zur Kirche« wiedergefunden haben. »Die uns begleitenden Seelsorger vermittelten ein Gottesbild, das unseren Empfindungen entsprach. Es war tröstlich zu hören, dass aus der Hand Gottes niemand fallen kann und er nicht allmächtig aber allgegenwärtig ist.«

Frederick soll nicht Ersatz für Pauline werden. Seinen Eltern ist be-

wusst, dass momentan ein ganz neuer Mensch mit eigener Persönlichkeit heranwächst. »Er ist ein total braver Bub«, sagt sein Vater mit einem Augenzwinkern. »Frederick macht sich zu unserer Beruhigung ständig bemerkbar und weiß, er hat pünktlich zu sein.« Vielleicht erfüllt er ja einen Herzenswunsch seiner Mutter Sonja: »Ich würde Heiligabend gerne in die Christmette nach Stieldorf fahren und mich auch überreden lassen, ihn in die Krippe zu legen.«

Weihnachten 2007:
Ehepaar Schöntauf in
gespannter Erwartung.



FOTO: RENATE HOFMANN



Oft ohne Hoffnung: Aussicht aus dem Gefängnis auf dem Brückberg.

Hoffnung im Knast

Erfahrungen aus dem Siegburger Gefängnis

Nach dem gewaltsamen Tod eines Häftlings ist das Siegburger Gefängnis bundesweit in die Schlagzeilen geraten. Die Situation ist bedrückend, sagt der evangelische Seelsorger in der Anstalt, Wolfgang Hollerbach. Er hat sich bislang bewusst öffentlich nicht dazu geäußert. Im **PROtestant** schreibt er nun über die oft hoffnungslose Lage der Menschen im Knast und seine Arbeit als Pfarrer.

Die Hoffnung stirbt zuletzt. Ein Satz, den wir alle kennen und vielleicht stimmt er ja sogar. Das Eingeschlossenheit, das Weggeschlossenheit, die totale Reglementierung des eigenen Lebens und die Perspektivlosigkeit lassen die Hoffnung für einen inhaftierten Menschen jedoch sehr schnell absterben.

LEBENSMÖGLICHKEITEN

Kirche hat den Auftrag, die Botschaft vom Anbruch der Herrschaft Gottes in dieser Welt, konkret: von Gericht und Gnade, von der Versöhnung mit

Gott und den Menschen, von der Vergebung der Sünden, zu verkünden. Dies auch im Besonderen den Menschen, die in der Gefahr stehen, ihre Hoffnung zu verlieren oder sie schon verloren haben. Darum erschließt Seelsorge im Gefängnis Menschen neue Lebensmöglichkeiten, indem sie den Inhaftierten hilft, sich ihre Vergangenheit, ihre Gegenwart und ihre Zukunft anzusehen. Sie tut dies, indem sie den Menschen nicht zuerst als Straftäter, sondern als den von Gott geliebten Menschen sieht. Das heißt für mich: Der Mensch ist immer mehr als die Summe seiner Taten.

Seelsorge im Gefängnis versucht den von der Gesellschaft verurteilten und »weggeschlossenen« Straftätern die Barmherzigkeit Gottes nahe zu bringen, damit die Wirklichkeit des eigenen Lebens erkannt, ertragen und eventuell verändert werden kann. Indem sie das tut, bereitet sie den Boden auf dem die Pflanze Hoffnung wieder neu wachsen kann. **Wolfgang Hollerbach**

Der »Knast-Psalm« eines Inhaftierten

Gefängnisseelsorger Wolfgang Hollerbach weiß, wie schwer es ist, dass auch gut gemeinte Worte durch die inneren Mauern der Menschen dringen. Ein Inhaftierter hat den biblischen Psalm 121 »Ich hebe meine Augen auf zu den Bergen. Woher kommt mir Hilfe?« in seine Sprache und seine Stimmung übersetzt:

Kommunikation hinter Gittern: Die JVA Siegburg in diesen Tagen.

»Ich richte meine von Tränen verquollenen Augen in die Höhe. Woher kommt mir Hilfe? Gott, nur bei dir kann ich mir richtig Luft machen. Du gehörst nicht zu denen, die einem den Hals abdrücken, wo es sowieso schon kaum möglich ist, Atem zu schöpfen. Bei Dir werde ich frei. Ich kann mein Herz erleichtern und meinen Kopf klar kriegen. Es ist so still,

das ich die Steine meiner Zelle flüstern höre: Gott lässt Dich nicht fallen! Er bewahrt Dich vor der Hitze deiner Wut und davor, dass die Gedankenmühle der Nacht dich nicht krank macht. Was immer du tust. Er wird dich beschützen, vom Anfang bis zu Ende, jetzt und in Zukunft. Das glaube ich.«



FOTOS: HOLGER ARNDT/BONNER GENERAL-ANZEIGER



■ Fawina Kamaldeen (18) ist Migrantin aus Sri Lanka und lebt seit 15 Jahren in Deutschland.

Meine persönliche Hoffnung Zielpunkt Abitur

»Ich besuche im Augenblick die Handelsschule. Da will ich meine Fachoberschulreife schaffen und dann das Abitur. Denn ich möchte gern Englischlehrerin an der Grundschule werden. Ich mag Kinder gern, das Praktikum an der Grundschule in Niederbachem hat mir viel Freude gemacht. Ob ich das schaffe? Ich habe die Hauptschule geschafft, jetzt die Handelsschule. Warum soll es mir nicht gelingen, auch das Abitur zu erreichen?«

Meine persönliche Hoffnung

Vor allem Selbsterfahrung



»Was erhoffe ich von meinem Leben? Geld? Erfolg? Ansehen? Nein, ich erwarte nichts von alledem, würde mich aber trotzdem darüber freuen. Mit dieser Haltung gehe ich durchs Leben und merke immer wieder, wie schön es ist, un-

verhofft Manches zu genießen. Gerade dann wirkt das Ganze doppelt so schön. Ich setze mir Ziele und hoffe auf gute Ergebnisse. Ich erwarte von meinem Leben, die Chance zu bekommen, Ziele zu erreichen, nicht aber die bestmöglichen Erfolge zu erzielen. Man kann nicht vom Leben erwarten, für Erfolge zu sorgen. Ein jeder muss die Verantwortung für Erfolg selbst tragen. Wer sein Leben gestalten will, muss selbst erfahren. Das Erlebnis prägt und schafft Mut für das nächste Ziel.«

■ Felix Köstner (18) aus Euskirchen ist Oberstufenschüler der Gesamtschule Weilerswist.



Meine persönliche Hoffnung

Handball-Profi

»Meine Hoffnung für die Zukunft ist, dass es weniger Kriege und

Krankheiten gibt. Ich selbst will das Abitur schaffen, möglichst mit gutem Schnitt. Am liebsten will ich Handball-Profi werden, aber das wird schwer. Wenn nicht, dann wenigstens einen anderen guten Beruf kriegen. Und ich möchte gerne hier wohnen bleiben. Über mehr habe ich mir noch keine Gedanken gemacht. Für die Kirche hoffe ich, dass immer genug Leute dazugehören werden.«

■ Lukas (13) aus Sankt Augustin-Niederpleis ist Schüler aus der 8. Klasse am Albert-Einstein-Gymnasium in Sankt Augustin.

»Hoffnung auf Zeit«

Besuch im Troisdorfer Café KoKo



Klare Regeln im Café KoKo: »Kein Konsum, kein Handel, keine Gewalt!«

Eine alte Eingangstür, fades künstliches Licht im muffigen Treppenhaus. An der Tür deutliche Hinweise: Kein Handel! Keine Gewalt! – Hinter der Tür aber erwartet den Besucher eine freundliche Atmosphäre. Es gibt Kaffee und Kuchen, meist auch ein warmes Mittagessen, bequeme Stühle und Pflanzen. Seit 1991 hat das Café KoKo in der Troisdorfer Innenstadt an Werktagen von 12.30 bis 16.00 Uhr geöffnet. Es ist das Kontaktcafé für Drogenabhängige in Trägerschaft der Diakonie »An Sieg und Rhein«.

Was heißt Hoffnung an diesem Ort? Für die Beschäftigten? Für die Abhängigen? Nicolas Böhlig ist der Koordinator des Cafés. Ein Mensch, der seine Worte genau abwägt. Er berichtet von der wachsenden Anspannung bei den Besuchern des Cafés vor Weihnachten. »Die Stimmung ist gedrückter, manchmal auch aggressiver«, sagt er. Es gebe einen hohen Redebedarf bei den meist männlichen Besuchern. Um die Spannung zu mildern, bietet das Mitarbeiterteam kreative Angebote an. »So ver-

mitteln wir den Abhängigen ein Stück Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten, wenn ihnen zum Beispiel in einer Kleingruppe die Gestaltung eines Fensterbildes gelingt«, erzählt Böhlig. »Am liebsten würden wir sogar mit den Klienten in der Küche Plätzchen backen.« Aber das gehe wegen der Hygienevorschriften nicht. Böhlig sagt das mit einem Lächeln.

TÄGLICHES AUF UND AB

»Wir wollen den Hilfesuchenden immer wieder neue Schritte und neue Wege aufzeigen«, erläutert Böhlig sein »Hoffnungskonzept«. Das ist manchmal schon schwer. Gerade bei Menschen, die kurz vor dem Ziel immer wieder scheitern. Manche haben kurz vor Antritt einer Therapie einen schlimmen Rückfall und stehen vor dem Nichts. »Aber auch hier zeigen wir immer wieder Schritte auf«, beschreibt der Diplom-Sozialarbeiter das tägliche Auf und Ab der Arbeit.

Auf ein reichliches Auf und Ab im Leben kann auch Carsten P. zurück-

blicken. Er kam vor drei Jahren zum ersten Mal in das Café KoKo und stammt aus Süddeutschland. Um von falschen Freunden wegzukommen, riet ihm seine Mutter zu einem Ortswechsel. Hoffnung? Das bedeutet für ihn ein Leben mit möglichst langen Pausen zwischen Suchtrübfällen. Er nimmt gerade wieder an einem Methadon-Programm teil. Drogen haben sein halbes Leben bestimmt. Er sieht für sich keine große Chance, jemals ganz frei von Heroin leben zu können. »Ich werde immer wieder auf die Schnauze fallen«, so sein nüchternes Fazit. Gerade weil er darum weiß, genießt er die jetzige Zeit ohne Sucht. »Endlich kann ich mal wieder meinen Verpflichtungen nachkommen«, freut er sich. In der Zeit des Drogenkonsums waren ihm Rechnungen völlig egal. Jetzt bringt er langsam Ordnung in seine Finanzen. »Es hilft, dass ich mich mal frei im Kopf fühle und nachts auch mal ohne Alpträume schlafen kann.« Hoffnung auf Zeit, von einem Tag auf den anderen – für Carsten P. ist das schon viel.

Jens Liedtke-Siems

Wenn das Leben Einschnitte macht

Seelsorge bei alten Menschen – Ein Rundgang mit Pfarrer Klaus Eberhard

Hauptsache gesund. Diese zwei Worte wirken auf Menschen in Seniorenzentren oft wie ein Hohn. Denn wer hier einzieht, ist im Durchschnitt 85 Jahre alt. Markante biografische oder gesundheitliche Einschnitte gehen dem Schritt voraus. »Die Leute haben ihr Leben gelebt«, unterstreicht Klaus Eberhard. »Sie zehren oft von ihren Erinnerungen. Und das dürfen sie auch.«

Der 34-jährige Pfarrer der Erlöser-Kirchengemeinde betreut seit drei Jahren sieben Seniorenheime in Bad Godesberg. Regelmäßig fährt er mit dem Rad zum Haus auf dem Heiderhof. Hier unterhält die Rheinische Gesellschaft für Innere Mission ein evangelisches Altenheim mit 36 Plätzen.

Die Eingangstüren öffnen sich automatisch. Fliesen im warmen Ton, frische Blumen und Stühle auch für Kinder empfangen die Besucher. Zur Mittagszeit klappert das

Geschirr. Einzelne lesen zum Kaffee noch die Zeitung. »Wir haben das Prinzip der Offenen Tür«, berichtet Alexandra Dinspel (31) vom Sozialen Dienst.

Den Senioren werden zahlreiche Angebote für ihre Bedürfnisse gemacht: Kurse, Gottesdienste und Konzerte, Ausstellungen und Gymnastik. Die Mitarbeitenden kennen die Biografie der Bewohner. Dabei geht es nicht nur um medizinische Daten, sondern eine ganzheitliche Sicht. Langschläfer, Tatort-Gucker oder Hundeliebhaber sollen so weit wie möglich ihr bisheriges Leben fortführen dürfen, betont Dinspel. Zum Hundespaziergang lädt zum Beispiel eine ehrenamtliche Helferin ein.

GLÜCKSMOMENTE

Die Kommunikation zwischen Alt und Jung spielt eine große Rolle. Dreimal pro Woche treffen sich elf Kinder und ihre Erzieherin im Vorkindergarten des Altenzentrums. Sie

singen gemeinsam Sankt-Martins-Lieder oder backen Plätzchen. Oder eine Seniorin liest den Kleinen vor. »Dass sich hier Intergeneratives zusammen entwickelt, ist uns ganz wichtig«, berichtet Sozialpädagogin Sabine Jacobs (39). Die Kinder haben keine Berührungängste. »Das sind Momente, die es lebenswert machen, hier zu sein. Wirkliche Glücksmomente.«

TROST UND HALT

Wenn es auf das Ende des Lebens zugeht, gibt es auch Fragen, die den christlichen Glauben betreffen. »Ich spreche dann von der Hoffnung, die wir Christen haben«, erzählt Pfarrer Klaus Eberhard. Den Bewohnern geben Lieder aus dem Gesangbuch, Psalmworte und Gebete, die sie von früher her kennen, oft Trost und Halt. »Dabei wird das Sterben nicht tabuisiert.« So finden Aussegnungsfeiern für Verstorbene im Haus statt, die nicht nur vom Pfarrer, sondern

auch von Mitarbeitenden gehalten werden. Sie werden in ihrem eigenen Zimmer liebevoll zurecht gemacht, bevor sich Mitbewohner und Mitarbeitende dort versammeln. Jeder

kann etwas sagen und so Abschied nehmen. Sabine Jacobs: »In diesen Momenten wird ganz deutlich, dass das Sterben zum Leben gehört.«

Uta Garbisch



Tischgespräche mit Pfarrer Klaus Eberhard.

Doppelt so gut wie Männer sein

Frauen und ihre Geschichte in der Kirche

Viel Echo gab es auf die letzte Ausgabe **PROtestant** zum Thema »Jeder dritte Pfarrer ist eine Frau«. Jürgen Faber ist dem vielschichtigen Thema nachgegangen:

Als ich Ende der 50er Jahre in Bonn studierte, da erlebte ich etwas für mich völlig Neues: In einer Bonner Kirche predigte eine Frau: Carola von Monroy war eine von den damals noch wenigen, die auf die Kanzel durften. Mit welchen Schwierigkeiten junge Frauen um die volle Anerkennung als Pfarrerin kämpfen mussten, zeigen folgende Stationen:

■ Seit 1908 waren Frauen in Deutschland zum Theologiestudium zugelassen. Noch lange aber weigerten sich die Landeskirchen, die examinierten und zum Teil promovierten Theologinnen in den pfarramtlichen Dienst zu übernehmen.

■ Seit 1925 gab es einen »Verband evangelischer Theologinnen in Deutschland«. Er forderte noch nicht das volle Pfarramt für Theologinnen, aber ein frauenspezifisches Pfarramt, das das »männliche« Pfarramt entlasten sollte. Das Gesetz zur Vorbildung und Anstellung der Vikarinnen(!) von 1927 sah noch vor, dass Theologinnen »eingesegnet« und nicht wie die Pfarrer »ordiniert« wurden und damit auch keine Sakramente verwalten durften und an das Zölibat gebunden waren.

■ Erst durch den Pfarrermangel im Zweiten Weltkrieg wurden vereinzelt Theologinnen ordiniert, obwohl dies kirchenrechtlich noch nicht möglich war. Auch die Mehrheit der »Bekennenden Kirche« war dagegen.

Eine der wenigen war Bonnerin: Hannelotte Reiffen. Sie setzte im Jahr 1943 ihre volle Ordination durch, zumal sie bereits seit 1940 mit der Verwaltung einer Pfarrstelle

in Illmersdorf in Brandenburg beauftragt worden war. Eine mutige Frau. Sie half vom NS-Regime Verfolgten, Juden wie Kommunisten, betete öffentlich für Verhaftete der eigenen Gemeinde und trotzte der Vorladung beim Volksgerichtshof in Berlin. Auch als Pfarrerin in der DDR-Gemeinde Groß-Neuendorf im Oderbruch bezog sie Stellung, verweigerte die Teilnahme an den Wahlen, die für sie keine waren.

UNBEQUEM UND STREITBAR

Mit der Pensionierung, ab 1967 wohnhaft in Bonn-Poppelsdorf, blieb sie unbequem und streitbar, sammelte Studentinnen und Studenten um sich, war Mitglied der DKP und engagiert in der Friedensarbeit.

Fast gleichzeitig wirkte in der 3. Pfarrstelle der Bonner Lutherkirche Carola von Monroy, Mutter von zwei Töchtern und Kriegerwitwe. Die engagierte Predigerin war nicht Gemeindepfarrerin, sondern bis zu ihrem Ruhestand 1978 vorwiegend Pfarrerin in der Bonner Berufsschu-



Foto: Archiv

le. Als Mitglied des Presbyteriums und in manchen Kreisen war sie in der Gemeinde präsent. Auch für sie gilt, was eine Superintendentin zum 80. Jubiläum des »Konvent Evangeli-



Foto: Renate Hofmann

In Bonn und der Region sind heute von 128 Pfarrstellen 41 mit Frauen besetzt. Geballte Frauenpower beim **PROtestant-Fototermin** im letzten Sommer auf dem Vorplatz der Bonner Kreuzkirche.

Eine Frau zwischen Männern: Pfarrerin Carola von Monroy (Foto links).

scher Theologinnen in Deutschland« 2005 selbstbewusst sagte: »Frauen müssen alles doppelt so gut machen wie Männer. – Zum Glück ist das nicht schwer.« Jürgen Faber

PROGRAMM

»In gerechter Sprache«

Bibelübersetzungen haben in der evangelischen Kirche Tradition. Zugleich muss sich jede neue Übersetzung an der großen und behutsam immer wieder überarbeiteten Lutherübersetzung messen lassen. Die »Bibel in gerechter Sprache« ist das neueste Unternehmen in Sachen »Zurück zu den biblischen Quellen«. Sie nimmt für sich in Anspruch, dem Urtext gerecht zu werden, antijüdische Klischees zu vermeiden, eine »geschlechtergerechte« Sprache gefunden zu haben sowie die soziale Brisanz der biblischen Schriften aufleuchten zu lassen.

Der Evangelische Kirchenkreis Bonn lädt zu zwei Veranstaltungen: »Sie ist angekommen – kommt sie an?« lautet das Motto einer »Willkommensliturgie für eine Bibel in gerechter Sprache« am **Samstag, 27. Januar 2007, 16.00-17.30 Uhr** in der Kreuzkirche am Kaiserplatz. Mitwirkende und Vorbereitende sind der Bonner Theologinnen-Konvent, die synodale Frauenbeauftragte Annelene Mitting, Pfarrer Siegfried Virgils sowie Diakoniechef Ulrich Hamacher. Orgel: Stefan Horz.

Am **Samstag, 3. Februar 2007, 16.00-18.00 Uhr** lädt das Evangelische Forum im Haus der Evangelischen Kirche Bonn (Adenauerallee 37) zur Diskussion »Für und Wider die neue Übersetzung« mit den beiden Neutestamentlern **Prof. Dr. Klaus Wengst** (Bochum) und **Prof. Dr. Günter Röhser** (Bonn). **ger**

Hörbar: Kleine Fundstücke

Weihnachten kann man schmecken, Weihnachten kann man riechen. Weihnachten kann man auch hören. Literarische Schmuckstücke von professionellen Stimmen gesprochen, finden sich auf einer empfehlenswerten Doppel-CD. »Weihnachten und andere Feiertage« titelt die Sammlung, herausgegeben vom MDR aus der sendereigenen »FUNDUS-Reihe«. Texte und Essays von Luise Rinser, Martin

Walser über Erich Kästner bis Max Koranyi, unserem viel gelesenen **PROtestant**-Autor und Stieldorfer Pfarrer. Die Aufnahmen der zumeist nicht länger als fünfminütigen Fundstücke schaffen Stimmung. Übrigens nicht nur zur Weihnachtszeit: Auch Silvester, Karneval, Ostern und weitere Festtage sind bedacht. **ger**



Weihnachtshoffnungen, die danebengehen

Max Koranyi fragt: »Muss das eigentlich immer so sein?«

Die Erwartungen sind riesig. Der Druck nicht minder, dass sie auch wirklich alle erfüllt werden. Ich rede von den Wünschen und Hoffnungen. Zum Fest. All die vielen Sehnsüchte und Bilder, die sich in die Krippe einengen haben. Und die Zeit vor der erhofften Sichtbarwerdung aller Träume ist so schrecklich lang, dass man auf die aberwitzigsten Ideen kommen kann. Wie, wenn unter dem Baum doch tatsächlich endlich ein befriedigender Job liegen würde? Oder das Kriseln in der Ehe ein Ende findet, ja die ganze Familie wieder spürt, wie kostbar sämtliche Mitglieder derselben füreinander sind. Vielleicht auch endlich einmal der Weltfrieden in greifbarer Nähe?

Oder fangen wir mal bei den kleineren Wünschen an: Schöne Feiertage im Schnee, ist das denn zuviel verlangt? Und überhaupt: Gemeinsames festliches Essen, die Weinkaraffe funkeln im Kerzenlicht. Dann sowieso die richtige Stimmung, für jeden etwas dabei: Musik, Meditation, Besinnlichkeit. Und alles gelungen. Und jeder beglückt.

Schon schlecht, sagen die Psychologen, wenn wir unsere Weihnachts-

wünsche und Festtagshoffnungen so überlasten. Das kann ganz einfach nicht gut gehen. Schon rein rechnerisch ist das arme Christfest völlig überfordert, wenn es an drei Tagen die Rätsel des Lebens lösen und das Dunkle der Welt in Licht verzaubern soll. Das Gegenteil ist oft der Fall. Weil die Glückserwartungslatte so hoch gelegt wird, wiegt jede Nichterfüllung doppelt schmerzhaft. Geschenke, die nicht passen, können Entrüstungstürme auslösen. Fehlendes Roastbeef auf dem Teller Familienkrach. Warmes Wetter Wutgefühle.

HOHE ERWARTUNGEN

Nun ist ja durchaus denkbar, dass wir einmal all die überhöhten Erwartungen zur Seite legen und schlichtweg sagen: Dieses Jahr lasse ich mich einfach mal überraschen. Ich glaube, wir ständen in guter Tradition und bekannter Gesellschaft. Ob die Hirten wohl vor dem Heiligabend zueinander gesagt haben: Heut' Nacht muss es aber so richtig krachen? Ich glaub, die wären schon mit einer warmen Mahlzeit völlig zufrieden gewesen.

ÜBERRASCHUNGEN

Dann aber – völlig unerwartet – Lichterklarheit und Lobeengel. Überraschungen vom Himmel völlig ungeplant. Und ein Fest des Lebens wie nie zuvor. Niemand dafür verantwortlich als ein kleines Kind. Und weiter: Die Mutter des Kindes hätte nach der ersten Weihnachtsankündigung durchaus sagen können: Also, wenn das alles auf uns zukommen soll, dann hätte ich gern folgende Ausstattung dazu: Geregelt Geld, weichgespülte Babysocken und – endlich einen Mann, auf den man sich wirklich verlassen kann. Maria aber sprach: Siehe, ich bin des Herrn Magd; mir geschehe, wie du gesagt hast. Wird schon seine überraschende Richtigkeit haben.

Es ist ja nicht so, dass die Weihnachtsgestalten nichts erwartet hätten. Zacharias, der Vater Johannes des Täufers, war durchaus offen für göttlichen Besuch aus der Höhe. Aber wie und wann und wo, das überließ er dann doch gerne dem Himmel selbst. Wie die heiligen drei Männer, deren Weisheit nun gerade darin bestand, vom Königsthron in Jerusalem sich zum Königskind in Bethlehems Stall un-



Foto: K. Mischka

Max Koranyi ist Gemeindepfarrer in Königswinter-Stieldorf und Publizist.

konventionell umleiten zu lassen. Natürlich, alles hoffende Menschen auch – nur völlig offen für die Überraschungen von Gottes Weihnachtsfest.

Also, manches muss man planen, ja! Der Heiligabend läuft nicht ganz von allein. Aber vielleicht müssen wir einmal dieses Jahr nicht festlegen, in welcher Geschenkverpackung Gott sich uns nähern möchte. Ein inneres Bereitsein, neugierige Augen, auf-

merksame Ohren, ein waches, hoffnungsvolles Herz reichen völlig aus, um die eigenen Erwartungen vom Himmel her übertreffen zu lassen. Im eigenen Haus. Aber auch draußen in Wald und Feld. Denn immer geschieht zu Weihnachten ein Mehr an erfüllten Hoffnungen und Versöhnung und Frieden, als wir es uns gewünscht, erträumt und vorgestellt haben.

Max Koranyi



Kirchentag in Köln

»Lebendig, kräftig und schärfer« ist das Motto des Deutschen Evangelischen Kirchentags vom 6.-10. Juni 2007 in Köln. Zu dem größten evangelischen Laintreffen in Europa werden auch in Köln mehr als 100.000 Dauerteilnehmer erwartet. Die Rheinische Landeskirche hat den 21. Januar zum »Kirchentagssonntag« ausgerufen. In fast allen Gemeinden wird man sich mit Predigt, Liturgie und Liedern auf die Großveranstaltung einstimmen. Die evangelische Kirche in Bonn und der Region wird mit Hunderten von Ehrenamtlichen den Kölner Kirchentag mitgestalten. Zudem lädt sie am Himmelfahrtstag, 17. Mai 2007, zu einem Kirchentags-»Pre-Event« für Groß & Klein in die Bonner Rheinaue. **ger**

Erfolgreich auf Radio Bonn/Rhein-Sieg

Die evangelischen Kirchenredaktionen im privaten Hörfunk erreichen mit ihren Programmen pro Woche bundesweit weit mehr als 20 Millionen Menschen, so die jüngste Untersuchung der Arbeitsgemeinschaft Evangelischer Rundfunk e.V. (AER). Mit dabei auch die Sendungen in den Lokalradios NRW wie Radio Bonn/Rhein-Sieg: die werktäglichen Andachten »Augenblick mal« und die Sendung »Zwischen Himmel und Erde« jeden Sonntag von 8.00 bis 9.00 Uhr unter anderem mit den beiden Pfarrern Joachim Gerhardt (Bonn) und Sven Waske (Euskirchen).

Basis für den Erfolg ist auch die hohe Akzeptanz der privaten Hörfunkprogramme. Diese erzielen laut AER bei der Gruppe der 14- bis 49-Jährigen mittlerweile einen Marktanteil von 59,7 Prozent und lägen damit deutlich vor den ARD-Wellen. Die evangelischen Kirchen seien damit über das Radio und hier besonders den Privatfunk regelmäßig präsent bei vielen Menschen, die sie ansonsten nur schwer erreichten. **EB**

»Gütesiegel« für Ihre Post

Sie geben Ihrer Weihnachtspost ein »Gütesiegel«: die Wohlfahrtsmarken. Die Geburt Christi und die Heiligen drei Könige sind dieses Jahr die Motive. In Bonn engagiert sich seit 25 Jahren Rudolf Dewina im Verkauf dieser Marken mit sozialem Mehrwert. Der langjährige Presbyter der Auferstehungskirchengemeinde auf dem Bonner Venusberg will damit auch »seinen kleinen diakonischen Beitrag« leisten. Der Erlös, das »Wohlfahrts-Plus«, verteilt er je nach Bedarf an kirchliche Organisationen: in Bonn beispielsweise an den Kirchenpavillon in der City oder auch an überregionale Werke wie die Christoffel-Blindenmission.

Der 10er-Bogen mit 55-Cent-Marken kostet 8 Euro, der 10er-Bogen je 45-Cent 6,50 Euro. Rund 1.000 Euro kommen da jedes Jahr allein bei Rudolf Dewina zusammen. Vorrat sei immer da, sagt Rudolf Dewina (Tel.: 0228/ 282894). Auch die Bonner Diakonie hat Wohlfahrtsmarken im Angebot (Tel.: 0228/ 228080). **ger**

www.wohlfahrtsmarken.de

An der Grenze zum Tod

Erfahrungen, die Hoffnung machen können

Ein heller Weg, ein geschlossenes Tor. Ein Ruck nimmt die Seele aus dem Körper und lässt sie unter die Decke schweben. Von außergewöhnlichen Dingen wie diesen erzählen Menschen, die eine Nahtoderfahrung gemacht haben. Bonner Klinikseelsorger haben diese Erfahrungen von Menschen gesammelt und ein Buch herausgegeben. **PROtestant hat nachgefragt bei einem der Autoren, Pfarrer Andreas Bieneck vom Universitätsklinikum Bonn.**

PRO: Was ist dran an diesen so genannten Nahtoderlebnissen?

Bieneck: Sehr viel. Man sollte diese Berichte ohne Vorbehalt ernst nehmen. Und ich bin froh, dass nach langem Schweigen und einer langen Phase der Zurückhaltung sowohl die Theologie als auch die Medizin beginnen, sich mit diesen Erlebnissen auseinanderzusetzen.

PRO: Warum sind diese Erfahrungen bedeutend?

Bieneck: Es gibt so viele Übereinstimmungen in diesen Berichten. Ganz bestimmte Elemente kehren immer wieder, übrigens auch ganz unabhängig von der Religion und dem Kulturkreis, in dem die Menschen aufgewachsen sind. So gibt es zum Beispiel Berichte aus dem China der Kulturrevolution, wo Menschen zu Nahtoderlebnissen befragt worden sind und praktisch die gleichen Erlebnisse schildern, wie Menschen bei uns im westlichen Kulturkreis. Ich denke, das ist ein Beleg dafür, dass wir es mit einem weit verbreiteten Phänomen zu tun haben.

PRO: Welche Vorstellungen kehren immer wieder?

Bieneck: Eine typische Vorstellung ist die so genannte außerkörperliche Erfahrung. Das heißt, Menschen verlassen im Zustand des klinischen Todes oder während einer Operation ihren Körper und beobachten von oben die gesamte Szenerie. Verblüffenderweise können Sie nachher genau sagen, wer in welcher Reihenfolge welche medizinischen Tätigkeiten ausgeführt hat. Eine weitere Erfahrung ist das Schweben auf ein großes, helles Licht zu.

Während dieses Schwebens erleben die Menschen oft eine nonverbale Begegnung mit Verstorbenen. Manchmal wird auch von einer hellen Lichtgestalt berichtet, die in diesem Licht erkennbar ist und die von gläubigen Menschen mit Christus oder mit Gott gleichgesetzt wird. Um zu diesem Licht zu gelangen, muss aber ein Hindernis überwunden werden, ein Tor oder ein Zaun. Und an diesem Hindernis geschieht es oft, dass die Menschen plötzlich an Angehörige denken, die sie noch brauchen, und ei-

nem inneren Zwang folgend wieder umkehren.

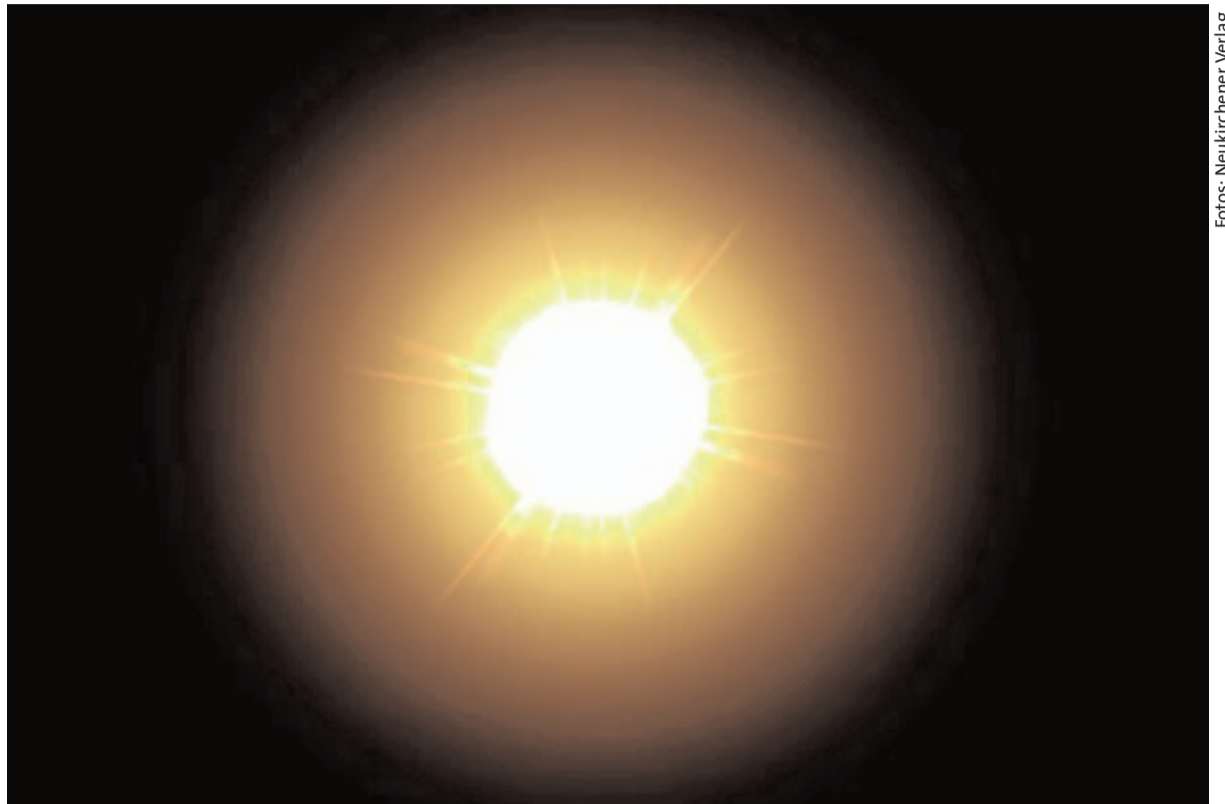
PRO: Ein Gottesbeweis?

Bieneck: Nein. Für mich sind diese Erfahrungen kein Beweis, aber ein Hinweis, dass unsere Auferstehungshoffnung durchaus Hand und Fuß hat. Und sie sind eine Ermutigung für uns Theologen, wieder viel mehr unsere christliche Auferstehungsbotschaft in den Mittelpunkt unserer Predigten zu stellen. Die Menschen beschäftigen sich doch intensiv mit diesen Fragen. Es enttäuscht sie, wenn sie von uns als Kirchen keine Antwort bekommen. Ich fände es schade, wenn Menschen mit Nahtoderlebnissen gezwungen würden, in esoterische Zirkel abzuwandern, weil sie da Verständnis erwarten.

PRO: Haben die Nahtoderfahrungen die Menschen verändert?

Bieneck: Es hat mich persönlich beeindruckt, dass praktisch alle, die uns Nahtodberichte geschickt haben, sagten, dass sie seit ihrem Erlebnis vollkommen andere Prioritäten in ihrem Leben setzen. Dinge wie Anerkennung, Karriere, materielle Güter sind für sie absolut unwichtig geworden. Eigentlich gibt es nur noch zwei Aufgaben, die ihnen wichtig sind: auf sich selbst liebevoll und achtsam einzugehen und für andere Menschen liebevoll da zu sein. Das ist etwas, aus dem jemand, der kein Nahtoderlebnis hatte, den hoffnungsvollen Schluss ziehen kann: Das sind also die Dinge, auf die es wirklich ankommt im Leben.

Joachim Gerhardt



An der Schwelle zum Tode: Immer wieder ähneln sich die Bilder. Auch schon vor vielen hundert Jahren. Unten links ein Bild vom Lebendigen, das auf dem mittelalterlichen Maler Hieronymus Bosch zurückgeht.

Fotos: Neukirchener Verlag

Blicke ins Jenseits

»Hoffnung geben gegen die Angst vor dem Tod« wollen die Bonner Klinikseelsorger Andreas Bieneck, Hans-Bernd Hagedorn und Walter Koll. Dazu haben sie 38 Berichte gesammelt von Menschen mit Erfahrungen an der Schwelle zum Tod und ergänzt durch Aufsätze von Wissenschaftlern aus theologischer und medizinischer Sicht. »Ich habe ins Jenseits geblickt. Nahtoderfahrungen Betroffener und Wege sie zu verstehen« heißt das Werk, das eine bislang hinter verschlossenen Türen geführte Diskussion in die breite Öffentlichkeit führt. Letzte Wahrheiten – zeigt das Buch – gibt es nicht. Aber wer sich mit dem Thema beschäftigt, kann nur gewinnen: persönliche Einsichten und die Gewissheit, wie vielen Menschen dieses Phänomen zu denken gibt. »Ich habe ins Jenseits geblickt« steht gegen den Trend, den Tod mit all seinen Facetten aus dem Leben auszugrenzen. So kommt dieses Buch zur rechten Zeit. Wie singt so weise der Psalmist: »Mensch, gedenke, dass du sterblich bist.«

Sanna Engell/Joachim Gerhardt

Andreas Bieneck, Hans-Bernd Hagedorn, Walter Koll (Hrsg.): Ich habe ins Jenseits geblickt. Nahtoderfahrungen Betroffener und Wege sie zu verstehen. Neukirchener Verlagshaus 2006, 192 Seiten, 12,90 Euro.



Abgesang

Schließt die Kirchen und Museen,
packt die letzte Geige ein!
Lasst den Narren endlich gehen
und bleibt hübsch für Euch allein.

Bleibt allein mit Euren Zahlen
und dem satten Aktienfond.
Nachts noch
könnt Ihr Kurven malen
von der Geldinkarnation.

Streicht ruhig alle Eure Feste,
die von Gott geschaffen sind!
Meint, es ist das Allerbeste,
wenn nur weht der Einsparwind.

Spart am Kino, am Theater,
spart am Tanz und an Musik.
Streicht die Stelle für den Pater.
Lebt nur für den Augenblick.

Angedacht

Was dann bleibt, Ihr werdet's sehen,
ist sehr nüchtern, nicht mehr bunt.
Wenn wir heut' nicht widerstehen
kommt die Kunst auf ihren Hund.

Meint dann nicht:
Das wär' nicht schade,
vieles hätt' man nicht gebraucht.
Fehlt die Harlekineade
hat das Nichts Euch angehaucht,

Jeder Strich durch Notenblätter,
jede Stellenwegrotation
schafft ein geistlich-düst'res Wetter,
samt 'ner Seelendepression.

Gibt die Kirche keine Werte,
schenkt Kultur nicht Dialog,
nutzt kein Daxindexperte
gegen Sinnlosigkeitsog.

Max Koranyi